

Manfred Faßler, Claudius Terkowsky (Hg.)
URBAN FICTIONS
Die Zukunft des Städtischen
Wilhelm Fink -Verlag, München 2006



Christian Reder

Karatschi, Kabul, Damaskus...

Zu Arbeitserfahrungen in angeblichen Chaosstädten

Eine Agglomeration wie Karatschi mit ihren vage geschätzten 15 bis 20 Millionen Einwohnern überhaupt noch als Stadt zu verstehen und nicht als Realität gewordene „Urban Fiction“, ist fragwürdig, weil sie wegen ihrer endlosen, mit Häusern, Hütten, merkwürdigen Zwischenlösungen bebauten Flächen und der sich auf geheimnisvolle Weise irgendwie durchbringenden Bevölkerung nichts mit geläufigen Vorstellungen zu tun hat. Die tatsächliche Dynamik lässt sich mit einem derart abgrenzenden Begriff nicht wirklich fassen. Eine Megacity ist diese dicht besiedelte, von ungeordneten Verkehrswegen durchzogene Gegend eben vor allem ihrer Ausdehnung wegen. Abgesehen von der Betriebsamkeit scheint vieles zu fehlen, was hinlänglich gewohnten Formen von Urbanität entspricht, es sei denn, ein völlig verarmtes und verkommenes Los Angeles würde als Vergleich herangezogen. Nachts wirkt dieses chaotische Gebilde wie ein verlassenes, nur da und dort beleuchtetes Ruinenfeld.

Niemandsland mit komplizierten Mikrostrukturen

Touristen, die sich dorthin verirren, können nicht auf Sehenswürdigkeiten aus sein, denn abgesehen von einigen Kolonialbauten am alten Hafen, dem Nationalmuseum, dem Mausoleum des Staatsgründers und Gegenspielers von Nehru, Mohammad Ali Jinnah, einer dramatisch-modernen Moschee oder den weit draußen liegenden Stränden gibt es das normaler Weise gesuchte Besondere nur als Eindruck dahin fließender Normalität. Vergangenheit ist bloß indirekt präsent, den Indus hinauf, wo weiter im Norden rund um Mohendscho Daro, um Harappa, die Reste einer der ältesten Stadtkulturen überhaupt liegen. 1947, zur Zeit der Abspaltung Pakistans von Indien, hatte Karatschi einige hunderttausend Einwohner. Geprägt ist es von Millionen muslimischer Zuwanderer aus an Indien gefallen Gebieten, zu denen später andere Volksgruppen, vor allem aus den Grenzregionen zu Afghanistan hinzugekommen sind. Für die Golfstaaten werden billige Arbeitskräfte geliefert. Zum Exil in England bestehen kontinuierliche Beziehungen. Seinem Ruf nach gilt es heute als gefährliches Niemandsland, in dem bloß noch schemenhafte staatliche Funktionen präsent sind. In einem Klima von Bombenanschlägen, Morden, Geiselnahmen, Waffenhandel, Drogengeschäft, einem früher kaum grassierenden Heroinkonsum, bestimmen Banden das Geschehen. Konfessionen und Ethnien bekriegen einander. Alte westliche Negativklischees von ruhelos moder-

nem Leben, dem jede Bodenhaftung abhanden gekommen ist, von Stadtdschungel, Verbrechen, Armut, Migration, verpesteter Luft, unwiederbringlichen Verlusten, die einmal in Chicago ihr Lieblingsbeispiel fanden, scheinen in radikal zugespitzter Weise auf die Situation zu passen. „Die Zeit“ aus Hamburg etwa hat diese „Vorhölle“ in mitfühlendem Tonfall so charakterisiert: „Die Menschen hängen nicht an Karatschi, sie sind auf dem Sprung. Es gibt kaum jemanden, der Anspruch auf die Stadt erhebt, der sie zur Heimat macht, die man bewahren, formen oder gar neu erschaffen könnte. Hier leben die Entwurzelten, die Vertriebenen, die Träumer und ihre Ausbeuter.“¹ Reduziert auf diese vier Kategorien ergibt sich gleichsam ein generell gültiges Zukunftsszenario.

Dazu passt durchaus, dass die hoch militarisierte Atommacht Pakistan von variierenden Gruppen einer schmalen Machtschicht regiert wird und ein potenzieller Krisenherd erster Ordnung ist, schon wegen des Terroristennachschubs und der Spannungen mit den Nachbarländern bis hin zur Kaukasusregion. „Als sei es ein Modell der Zukunftsforschung“, heißt es in „Schöner neuer Orient“ von Navid Kermani dazu, „scheint das Land die Konflikte, Dramen und Gefahren der künftigen Jahrzehnte ausgestellt zu haben. Zum Glück aber ist Pakistan kein Modell, sondern ein lebendiger Ort, dessen Alltag längst nicht so spektakulär aussieht, wie es die Statistiken und Nachrichten nahe legen und dessen Bewohner so gewöhnlich wirken, wie es angesichts der Umstände kaum vorstellbar ist.“ Dennoch sei eines eklatant: „Pakistan, einst Muster einer modernen Nation, die Bürger verschiedener Ethnien vereint, steht heute für die Lehre vom Verfall des Staates. Selbst in vielen Städten beschränkt sich die Präsenz der öffentlichen Verwaltung auf ein Minimum. Aus der Gesundheitsversorgung, dem Bildungswesen, der Abfallentsorgung, dem öffentlichen Nahverkehr, selbst aus dem Straßenbau zieht sich der Staat zurück.“ Elektrizität ist nur höchst unregelmäßig verfügbar. Für exzessive Privatisierung könnte Karatschi als Anschauungsobjekt dienen. Es geht aber um mehr, denn, „so könnte die Stadt der Zukunft aussehen, so könnte New York in dreißig oder Berlin in fünfzig Jahren aussehen, so sehen Manila oder Dar es-Salam vielleicht schon heute aus: einzelne Stätten des identisch gewordenen, allenfalls durch folkloristische Ornamente unterscheidbaren Reichtums inmitten einer Welt, die längst abgekapselt worden ist. So abwegig die Vision erscheint, so dürfte sie jedoch realistischer sein als jene der *future points* und Weltausstellungen.“²

Da im Denken des reichen Nordens ein Überleben ganzer Familien mit bestenfalls 50 Dollar im Monat jenseits des Vorstellbaren liegt, schon weil es überhaupt nur wegen minimalistisch verknüpfter lokaler Ökonomien, hochkomplexer informeller Bereiche, weit reichender Clanbeziehungen und enormem Einsatz der Frauen und der Kinder möglich wird, drängen sich absolut trostlose Endzeitszenarien auf. Unbestreitbar real davon ist, dass auf einem „Planet of Slums“ (Mike Davis, 2006) etwa ein Drittel der Menschheit, die Hälfte davon unter zwanzig Jahre alt, in einen erbarmungs- und aussichtslosen Konkurrenzkampf der ganz Armen verstrickt bleibt. Überall forcierte Bestrebungen, existierende Wohlstandsburgen mit verschärften Methoden abzuschirmen, um so lange als möglich privilegierte Lebensniveaus aufrecht zu erhalten, sind Folge solcher Zustände. Radikalisiert begünstigt das ein Denken, das sich von der Dezimierung durch Seuchen, etwa die Aids-Epidemie in Afrika, durch Kriege oder noch Schlimmeres Entlastung erwartet und derartiges mit heimlicher Genugtuung aufnimmt. Eine stets auf andere bezogene Dramatisierung von „Überbevölkerung“ lenkt

nur von der Entwicklungs- und Verteilungsproblematik ab. Schon im semi-optimistischen Begriff „Schwellenländer“ schwingt ein Draußenbleiben mit; die Ausgrenzung von „Entwicklungsländern“ wiederum unterstellt, dass sie einmal das Niveau jener erreichen, die sich nicht mehr entwickeln müssen (oder können).

Dabei würde erst ein besseres Verstehen tatsächlicher Survival-Energien, die in üblichen Kennziffern nie Gewicht erhalten, zu realistischer differenzierten Weltbildern führen. Denn „das Aufregende an Karatschi und das Beispielhafte ist, zu beobachten“, betont Navid Kermani, „wie das Leben sich nach dem Verfall staatlicher Institutionen und Einrichtungen neu organisiert. Die Gesellschaft bricht nicht zusammen, findet aber neue, molekulare Versorgungsstrukturen, die auf den ersten Blick bisweilen archaisch wirken (so das Heer der zivilen, mit Maschinengewehren ausgestatteten Wachleute vor Geschäften, Banken und Villen), in anderer Hinsicht jedoch durchaus zukunftsweisend sind.“ Mit unglaublicher Improvisationskraft wird von der sonst meist nur mehr als Worthülse zitierten Basis Unmögliches möglich gemacht, in aller Regel ohne Kapital, ohne Banken, ohne formalisierte Organisation. In dieser Schattenwirtschaft jedenfalls hat der Schatten eine ganz eigene Färbung. So ist der gesamte öffentliche Nahverkehr von 17000 Privatbussen, die jeweils Einzelunternehmern gehören, übernommen worden. Auch der Güterverkehr wird ohne jede Koordination von tausenden LKW-Besitzern abgewickelt. Selbst in Slums organisieren Bewohner Privatschulen, weil die elend bezahlten staatlichen Lehrer so oft nicht erscheinen. Vereine zur Versorgung Mittelloser entstehen. Nur weil „sich allerorten private Initiativen bilden und kleine Dienstleister organisieren, um die Versorgung halbwegs aufrechtzuerhalten“, wird überhaupt ein minimales Lebensniveau möglich. Grenzen zwischen Selbstorganisation und kriminellen Zusammenschlüssen, die auch dort Mafia heißen, sind fließend. Entscheidend ist, dass Schutz und eine gewisse Fürsorge geboten werden. Die meisten neueren Gebäude sind illegal errichtet. Nur zwei Prozent aller Pakistanis zahlen Steuern; vom nationalen Steueraufkommen allerdings stammen sechzig Prozent aus Karatschi, weil es trotz des verwehrten Eindrucks das mit Abstand höchste Pro-Kopf-Einkommen des Landes hat. „Karatschi ist die Vision einer Welt,“ heißt es in Navid Kermanis Situationsschilderungen, „in der die Menschen an einem Ort und doch in streng geschiedenen Gesellschaften leben, in deren Palästen ein strikt bewachter Frieden und in deren Hütten ein täglicher Kleinkrieg herrscht, einer Welt, in der die Rolle des Staates eine andere sein wird als in unserem noch bürgerlichen oder postkolonialen Zeitalter.“³

Krieg, Flüchtlinge, Radikalisierung

Nach Karatschi bin ich zuerst 1980, im Rahmen meiner Mitarbeit an Hilfsprogrammen für Flüchtlinge aus Afghanistan gekommen, für deren Betreuung die Provinzstadt Peschawar am Fuß des Khyber-Passes zum Zentrum wurde. Rasch auf über fünf Millionen angewachsen, haben die über Jahre in riesigen Zeltstädten lebenden Vertriebenen gezeigt, welche Initiativen bei halbwegs gesicherter Grundversorgung freigesetzt werden. Trotz ihrer in dieser Krise höchst wichtigen Funktion hat nicht die UNO allein für deren Überleben gesorgt; Entscheidendes wurde selbst beigetragen. In-

ternational finanzierte, aber im Kern selbst verwaltete Gesundheits- und Sozialdienste sind entstanden. Bald war das regionale Transportwesen des Nordens in afghanischer Hand, sich überall formierende ärmliche Bazare sorgten für zusätzliche Angebote. Von denen, die nach Europa, in die USA, nach Australien gelangten, und noch in Kontakt mit mir stehen, haben alle ihren Weg gemacht, oft sogar sehr eindrucksvoll, sei es im Gesundheits-, Sozial- oder Computersektor. Die fast reibungslose Aufnahme solcher Flüchtlingsmassen in Pakistan wäre in reichen Ländern undenkbar. Wie die vielfältigen demokratischen Ansätze von der mit CIA- und Saudi-Unterstützung massiv bestärkten islamistischen Radikalisierung überrollt worden sind, habe ich an anderem Ort beschrieben.⁴ Ein Arbeitsaufenthalt in Kabul im Frühling 2003 ermöglichte aktuelle Eindrücke von dieser 3-Millionen-Stadt, die selbst über Monate hinweg Kriegsschauplatz gewesen ist. Allein dabei hatte es zehntausende Tote gegeben. Durch Flüchtlinge ist ihre Einwohnerzahl seither auf das Dreifache von früher angewachsen.

In der zerstörten Welt nach 1945 sind für um diese Zeit Geborene wie mich Ruinen der erste Eindruck von Stadt gewesen, als unverstanden hingenommene Normalität. Dass es nicht immer so war, ist einem erst nach und nach begreiflich geworden. Irgendetwas Gewaltiges musste stattgefunden haben. Wohnungstüren haben ins Nichts geführt, Schutthaufen ersetzen die vom Land her gewohnten Spielplätze im Wald. Düstere Bunker waren Attraktionen. Bilder von damals haben sich wie Schwarz-Weiß-Filme im Gedächtnis einen Archivplatz gefunden; auf ihnen wirken die Menschen wilder, eiliger, vom Äußeren her viel unterschiedlicher als später. In den zerschossenen Vierteln von Kabul ergaben sich ganz andere Eindrücke. Zu Ruinen mit verbogenen Stahltraversen und geborstenen Betonelementen wurden nur in internationaler Manier gebaute Häuser. Von den vielen Lehmbauten blieben bloß einige Schornsteine stehen. Solche Viertel wirken wie archäologische Ausgrabungsstätten. Vom herumliegenden Material her ergibt sich fast kein Kontrast zur sandigen Umgebung. Da und dort haben sich Rückkehrer eingenistet. Im kaum zerstörten Zentrum herrscht reges Getriebe. Das staubig-helle Licht lässt alles vergangenheitslos erscheinen. Die überwiegend traditionelle Kleidung bestärkt den Eindruck, dass es irgendwie weitergehen würde, wie seit jeher. Der Bürgermeister Anwar Geggdalek nannte als vorrangigste Probleme die Wasserversorgung, Elektrizität, Abfallbeseitigung, Kanalisation, Verkehr, unerlässliche Baumaßnahmen. Grundproblem sei überall die zerstörte Infrastruktur. Um die Chance tatsächlicher Erneuerung wahrzunehmen, einschließlich Stadtplanung, bräuchte es sich längerfristig sozial engagierende Architekten, Berater, Investoren. Die Stimmung hat durchaus etwas von einer verhaltenen Aufbruchzeit. Buchstände haben eine auffallende Konjunktur. Für unseren in Lahore tadellos ausgebildeten Freund im eigenen Internet-Shop hatte die Familie 4000 Dollar aufgebracht, damit er seinen 24-Stunden-Betrieb eröffnen konnte. Dort in kleinteilige Strukturen zu investieren könnte durchaus eine Herausforderung sein, schon weil mit geringem Mitteleinsatz viel mehr zu erreichen wäre als unter anderswo gewohnten Bedingungen. Ein Flug nach Kabul kostet nicht mehr als in Europa einer nach Zürich.

Ob mit oder ohne Krieg, heißt es in meinem darüber publizierten Bericht, verläuft vieles so wie in Pakistan: Entsolidarisierung, bewaffneter Selbstschutz, anarchisches Überleben auf unterstem Niveau. In den intakt gebliebenen Stadtvierteln Kabuls haben sich – als Ausgleich, als Spiegelbild da-

von? – Hunderte Hilfsorganisationen niedergelassen, sozusagen als Zellen, von denen Dynamik ausgehen soll. Ihre überall sichtbaren Schilder vermitteln den Eindruck einer hochaktiven Projektkultur, wie sie unter geordneteren Verhältnissen kaum denkbar ist. Aktivismus, vor allem auch dessen Privatisierung, wird von den Ansätzen her öffentlich sichtbar. Vorrang scheint sozial Relevantes zu haben, das Notwendigste, das Drängendste, handelt es sich doch primär um uneigennützig, Solidarität behauptende Non-Profit-Organisationen. Aus aller Welt angereiste Experten haben begonnen, für Frauen, für Kinder, für Schulen, für Waisen, für das Gesundheitswesen, für den Wiederaufbau etwas zu tun; zumindest kündigen das die Aufschriften an. Offensichtlich wird das, was in reichen Ländern überall stark reduziert wird, in einer solchen Situation für besonders wichtig gehalten.

In Gesprächen an der Universität Kabul kam das Thema auf, ob nicht zum gegenseitigen Wissenstransfer Seminarreihen mit ausländischen Gästen organisierbar seien, die nach den Jahrzehnten des Terrors wieder Grundlagen ziviler Zustände präsenter machen würden. In gewissem Sinn waren durchaus „Urban Fictions“ gefragt. Dringend würden Bücher in Landessprachen gebraucht, denn aus dem Ausland käme nur Englisch vor allem für Ingenieure. Als erster Beitrag dazu ist inzwischen ein Farsi-Gedichtband von Ali Mohammad Zahma erschienen, meinem Partner bei dieser Reise, einem der wenigen pointiert aufgeklärten afghanischen Intellektuellen, die überlebt haben.⁵ Das war ihm schließlich wichtiger als die zuerst geplante politische Biografie über seine unlösbaren Verstrickungen, über Gefängnis und Folter. Für mich gesehen blieb ich skeptisch, wo nach solchen verworrenen Zeiten überhaupt anzusetzen sei und was Studierende in Afghanistan vom uns geläufigen Durcheinander von Systemkritik, Personalisierung und Zweckoptimismus haben könnten. Viele wollen etwas anfangen, irgendwohin kommen, nur sind die Bedingungen dafür nicht gegeben. Ins Dorf zurück will niemand. Schon eine Fachausbildung wäre toll, an Forschung, an Wissenschaft, an kulturell relevante Berufe traut sich kaum wer zu denken, obwohl es so viele Dichter, Dichterinnen, Musikanten gibt. Dabei wäre angesichts der beschleunigten Gewinner-Verlierer-Dynamik für alle ein Durchschauen, Unterlaufen, Reformieren der Mechanismen, und sei es über insulare Projekte, höchst wichtig. Aber auch dazu bräuchte es ein Umfeld. Inwieweit die angestrebten Medienzentren Ausbildungsergänzungen bieten können, bleibt sogar wegen der Stromversorgung oder der unterschiedlichen Schriften fraglich. Mobiltelefone und prächtig verzierte Transistorradios demonstrieren jedenfalls großes Interesse an vernetzenden Technologien. Zum brennenden Problem von Korruption und Selbstbedienung etwa, das als so typisch für den „Orient“ angesehen wird, könnte ich nur auf die gigantischen Betrugsmanöver im Zuge der Pleiten von WorldCom, Enron oder Tyco verweisen oder auf die Mannesmann-Übernahme durch Vodafone unter Schutzherrschaft der Deutschen Bank. Die globalen Attac-Initiativen würden sicher interessieren. Gerade angesichts der Verwüstungen ist Ökologie ein oft angesprochener Punkt. Über Richard Rortys gelassene Auffassungen von sich kleinteilig zusammensetzender Solidarität ließe sich diskutieren oder über dessen Differenzierung von Perspektiven, denn „zusammengehalten werden Gesellschaften“ ihm zufolge „durch gemeinsame Vokabulare und gemeinsame Hoffnungen. Die Vokabulare sind typischerweise Parasiten der Hoffnungen – in dem Sinn, dass die Hauptfunktion der Vokabulare darin besteht, Geschichten

über zukünftige Ereignisse zu erzählen, die gegenwärtige Opfer kompensieren werden“.⁶ Als zukünftige Ereignisse ginge es in einem solchen Kontext primär um wiederbelebte wirtschaftliche Grundbedingungen, eine adäquate Menschenrechtssituation, hinreichende Rechtssicherheit. Von solchen Bemühungen zu erzählen, könnte für überbrückende Kooperationen durchaus sinnvoll sein, so wie ich es im Folgenden als Selbstvergewisserung versuche, ausgehend von Rahmenbedingungen für lebbare, sich öffnende Urbanität.

Weltregierung, Rahmenbedingungen, öffentlicher Raum

Wegen der Präsenz von Militärs wäre eine Stimme wie die des US-Generals Albert C. Wedemeyer ein denkbarer Ausgangspunkt, denn der brachte Nachkriegsvorstellungen aus der Sicht eines Bürgers „des glücklichsten und mächtigsten Landes der Erde“ in einer noch für heutige Presseerklärungen passenden Weise auf den Punkt: „Die Welt ist noch nicht reif für einen Weltstaat oder eine Föderation“, heißt es bei ihm mit Blick auf damalige Erfahrungen mit einer von den Großmächten blockierten UNO, denn „überall klammert sich das Volk zähe an seine Souveränität, die Sprache, Sitten, Traditionen und Territorium zum Ausdruck bringen. Einen Ausweg würden daher regionale (geografische) Organisationen bilden, die Nationen umfassen, die auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ähnliche Ziele haben. Die zu einer solchen regionalen Organisation gehörigen Nationen würden selbstverständlich ihre unterschiedliche Identität behalten, würden aber einen realistischen und angemessenen Beitrag für die Erfüllung der gemeinsamen Ziele leisten. Wenn sich der Geist der Solidarität, der seinen Ursprung in gemeinsamen Interessen hat, allmählich ausbreitet, wird die Menschheit vielleicht eines Tages das Endziel eines Weltstaates erreichen, der dazu dient und wirklich fähig ist, die Gleichheit und die gleichen Chancen für alle hervorzubringen ohne Ansehen der Rasse, der Farbe, des Glaubens und des sozialen Standes. Die bindenden Elemente unter solchen Bedingungen würden unfraglich die Anerkennung und Anwendung der geistigen Kräfte, frei von Orthodoxie und Bigotterie, sein.“ Differenzen und Destruktion könnten sich so irgendwann auflösen, denn „der größte Wunsch der meisten Menschen ist, in Ruhe gelassen zu werden und in Frieden zu leben“; als Maxime genüge die universell gültige „goldene Regel“: „Behandle die anderen so, wie du selber behandelt werden möchtest.“⁷

Mit weit schärferem Problembewusstsein hatten bekanntlich viele Atomforscher auf eine völlig neue internationale Ordnung gesetzt, allein schon um die Gefahren ihrer Erfindungen unter strikte Kontrolle zu bringen. Für Werner Heisenberg etwa gab es nur einen plausiblen Weg: „Der wissenschaftlich-technische Fortschritt wird doch zweifelsfrei zur Folge haben, dass die unabhängigen politischen Einheiten auf der Erde immer größer werden und dass ihre Zahl immer geringer wird; dass schließlich eine zentrale Ordnung der Verhältnisse angestrebt wird, von der wir nur hoffen können, dass sie noch genügend Freiheit für den Einzelnen und für das einzelne Volk lässt. Eine Entwicklung in diese Richtung scheint mir völlig unausweichlich, und es ist eigentlich nur die Frage, ob auf dem Weg bis zum geordneten Endzustand noch viele Katastrophen passieren müssen.“⁸ Und in seinem berühmten Briefwechsel mit Albert Einstein hatte Sigmund Freud schon 1932 festgehalten:

„Eine sichere Verhütung der Kriege ist nur möglich, wenn sich die Menschen zur Einsetzung einer Zentralgewalt einigen, welcher der Richterspruch in allen Interessenskonflikten übertragen wird“; zugleich „dürfen wir uns sagen, alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg.“⁹

Angesichts der Dominanz des US-Imperium hat sich inzwischen eine Annäherung an solche eng mit Urbanem zusammenhängende Fiktionen deutlich verschoben. Jürgen Habermas resümiert die Situation pointiert: „Die Bush-Regierung scheint den selbst-zentrierten Kurs einer abgebrühten Supermachtspolitik mehr oder weniger ungerührt fortzusetzen. Sie wehrt sich nach wie vor gegen die Einsetzung eines internationalen Strafgerichtshofs und vertraut statt dessen auf eigene, völkerrechtswidrige Militärtribunale. Sie weigert sich, die Bio-Waffen-Konvention zu unterschreiben. Sie hat den ABM-Vertrag [über Anti-Ballistic-Missiles] einseitig gekündigt und fühlt sich durch den 11. September absurderweise in ihrem Plan, einen Raketenabwehrschirm zu errichten, bestätigt. Für diesen kaum verhohlenen Unilateralismus ist die Welt zu komplex geworden. Auch wenn sich Europa nicht aufrafft, um die ihm heute zufallende zivilisierende Rolle zu spielen, werden sich die aufsteigende Weltmacht China und das absteigende Russland ins Muster der *Pax Americana* nicht ohne weiteres einfügen. Statt der Polizeiaktionen, auf die wir während des Kosovokrieges gehofft hatten, gibt es wieder Kriege – Kriege auf dem neuesten technischen Stand, aber im alten Stil.“ Perspektiven, unter denen sich solche Spannungen verringern könnten, würden sich erst ergeben, „wenn sich eines Tages die großen kontinentalen Regime wie EU, NAFTA und ASEAN zu handlungsfähigen Akteuren entwickelt haben, um dann transnationale Vereinbarungen zu treffen und für ein immer dichteres transnationales Geflecht von Organisationen, Konferenzen und Praktiken Verantwortung übernehmen. Erst mit dieser Art von *global players*, die gegen die davonlaufenden Märkte ein politisches Gegengewicht bilden können, fände die UNO einen Unterbau, der für die Implementierung hochherziger Programme und Politiken bürgt.“ Denn da „die Weltgesellschaft inzwischen in Gewinner-, Nutznießer- und Verliererländer *aufgespaltet* ist“, werde immer offenkundiger, dass es „ohne eine politische Zählung des entgrenzten Kapitalismus“ nicht gelingen könne, dessen destruktivste Folgen, wie die „Verelendung ganzer Regionen und ganzer Kontinente“ wenigstens halbwegs auszubalancieren.¹⁰

Wenigstens halbwegs demokratisch sollen auch die erstrebten Zustände sein, obwohl Unterschiede zwischen Unterdrückung, Kontrolle, Manipulierung oder bloßer Beruhigung und Ablenkung deklassierter, unberechenbarer Massen vielfach verschwimmen. Was etwa Gore Vidal als symptomatisch für die Lage in den USA konstatiert, hat längst auch auf andere „gemäßigte“ Zonen abgefärbt. Denn für ihn ist offenkundig, dass es „in den Vereinigten Staaten nur eine einzige politische Partei, die Partei des Eigentums, mit zwei rechten Flügeln, den Republikanern und den Demokraten“ gibt. Es dominiere ein „Sozialismus für die Reichen und das freie Unternehmertum für die Armen“. Verschärfend wirke die Macht des militärisch-industriellen Komplexes, denn „ein Staat, der sich beständig im – heißen oder kalten – Krieg befindet, lässt sich leicht von einigen wenigen kontrollieren – im Gegensatz zu einer relativ freien Gesellschaft, in der sich die Herrschenden vor dem ganzen Volk und dem Gesetz verantworten müssen. Dies hat das gering geschätzte und ignorierte

Volk inzwischen begriffen; die Hälfte der Wahlberechtigten weigert sich, an den Präsidentschaftswahlen teilzunehmen.“¹¹ Er verstehe sich genau genommen nur noch als „Patriot der alten Republik, die sich in den Jahren der Expansion allmählich aufgelöst hat und 1950 ganz verschwunden ist, als der nationale Sicherheitsrat ihren Platz einnahm“, während parallel dazu „Krieg und Kriegsgefahr die wichtigsten Triebkräfte unserer Gesellschaft“ wurden.¹² Die Zeit, die er damit anspricht, ist mir noch recht gut in Erinnerung; wie als Gegenbild zu Späterem haben sich die Vereinigten Staaten damals als Demokratie fördernd, Emigranten aufnehmend, Zigaretten spendierend, Jazz verbreitend, abstrakt malend, Scheidung normalisierend, Jeans tragend präsentiert. Sogar die Beine durften lässig auf den Tisch gelegt werden. Filmidole standen für Sensibilisierung, inzwischen wird eine solche Vielfalt von Figuren wie dem Terminator überstrahlt.

Auch ein von den Kämpfen des letzten Jahrhunderts geprägter Historiker wie Eric Hobsbawm (geboren 1917 in Alexandria, aufgewachsen in Wien und Berlin) geht von demokratiepolitischen Fragen aus, wenn er die grassierende Ideologie, Wähler als Werbekunden und Konsumenten zu betrachten, für die Unterminierung der Funktion von „Staatsbürgerschaft“ verantwortlich macht, wegen der den „Citizen“ zunehmend jede Vorstellung einer Mitgestaltung von Bürgerrechten genommen werde. Denn das lasse eben „keinen Raum mehr für das Wesen des Politischen, nach Habermas die Herstellung einer öffentlichen Sphäre, in der die Menschen ihre Meinung bilden und sich zur Verwirklichung kollektiver Ziele zusammenschließen. Mit anderen Worten, es bleibt kein Raum für alles, was wir bis jetzt unter dem Politischen in liberalen und demokratischen Gesellschaften verstanden haben.“¹³ Wie global gesehen öffentliche Meinung entsteht, lässt sich auf die merkwürdigsten Impulse zurückführen und bleibt in vielen Facetten undurchsichtig. Analytische Beobachtung kommt vielfach zu spät; Warnungen verlieren sich in medialer Indifferenz. Nicht einmal der Zugang zu Kanälen ist entscheidend, der Zugang zum elektronischen Untergrund sozusagen; es genügen indirekte Manipulationen. In Kabul jedenfalls läuft, weil etwas ausgewogener, überall eher BBC-World als CNN.

Deutlich wird, dass solche Analysen zu Rahmenbedingungen von Urbanem zwar auf den ersten Blick übertragbar erscheinen, schließlich aber immer einen selbst im reichen Norden nirgends wirklich abgesicherten institutionellen Ausbau voraussetzen. Wie rasch er unwirksam werden kann, hat sich zuletzt in den USA (mit dem global kommunizierten Lügengebäude rund um den Irak-Krieg) oder im Berlusconi-Italien gezeigt. Selbst ein Amerikafreund wie Jürgen Habermas sagt zu seinen jüngsten Eindrücken von New York, dass er sich „dieses Mal in der ‚Hauptstadt des 20. Jahrhunderts‘, die mich seit über drei Jahrzehnten fasziniert, irgendwie fremder gefühlt habe“.¹⁴ In weiten Kreisen erlauben die Gesprächslinien kaum noch Abweichungen. Längst bewährte Formen von Urbanität bekommen einen Klimawandel zu spüren. Offensichtlich funktioniert vieles so wie die Börse; es geht um Stimmen und Stimmungen. Auch ob Städte ausstrahlende Kristallisationsorte sind, weil deren Beziehungsnetze, Überlagerungen und ein fruchtbares Durcheinander zum Tragen kommen, ist von kollektiven Stimmungen abhängig. Urbanität lebt von Gelassenheit. In chaotisch wirkenden Megastädten des armen Südens ist sie oft spürbarer als anderswo. Für damit zusammenhängende Formen von Kultiviertheit, also Aufmerksamkeit, finden sich unter noch so krass divergierenden Si-

tuationen Beispiele. Weil „Kultur“ in expansiver Weise über westliche Mediensysteme transportiert wird, verharrt nicht Aufgenommenes trotz des Globalisierungsgeredes in ausgegrenzter Anonymität. „Außerhalb“ agierende Akteure und Akteurinnen werden nur wahrgenommen, sobald sie in dramatische Ereignisse verwickelt sind. Schwer zu merkende arabische, persische, indische, chinesische, afrikanische Namen tun ein Übriges. Gäbe es für die in Europa und den USA über Medien, Verlage, Universitäten halbwegs gesicherte intellektuelle Produktivität weltweit analoge Bedingungen, würde sich die Szenerie dramatisch intensivieren. Skeptiker werden einwenden, dass sich selbst dann nur die Ghettos vergrößern, die zur Demonstration von Liberalität aufrecht erhalten werden. Sichtweisen des aus dem Libanon stammenden Schriftstellers Amin Maalouf dürften nicht allzu verbreitet sein, denn er betont: „Ich glaube, dass ich aus jedem Teil der Welt einige Bücher kenne; ohne dass mir dabei das Urteilen – das ist Literatur, das nicht – besonders wichtig wäre. Denn an Literatur ist vor allem großartig, dass so viele verschiedene Menschen, mit so unterschiedlichem Hintergrund, mit so verschiedenen Erfahrungen teilhaben.“¹⁵ In großen Städten kann vieles davon ganz real stattfinden. Welche Gegenpole in solchen Netzen entstehen und welche übergreifenden Prozesse unvermeidlich werden, dürfte jedenfalls Ausschlag gebend dafür sein, was künftig unter Urbanität – diesem Inbegriff komplexer, geistig-materieller Produktivität – zu verstehen sein wird.

„Das Jahrtausend der Städte hat begonnen“ (Kofi Annan)

Ein Weltzentrum wie Paris hatte zur Zeit der Französischen Revolution 600.000 Einwohner, so viel wie derzeit Frankfurt am Main; heute leben im Großraum Paris elf Millionen Menschen. Wäre dieser überschaubar geblieben, hätten sich viele Qualitäten, die frühere und heutige Migranten eingebracht haben, verflüchtigt. Trotz solchen punktuellen Wachstums sagen die Prognosen für weite Teile Europas bekanntlich Bevölkerungsrückgänge, auch in Städten, und einen hohen Seniorenanteil voraus, was nur offensivere Zuwanderung ausgleichen könnte. Weltweit werden ab 2007 die meisten Menschen in Städten leben, 2050 schon zwei Drittel von ihnen.¹⁶ Nahezu die gesamte Zunahme der Weltbevölkerung wird sich in Zukunft auf Städte weniger entwickelter Länder konzentrieren, heißt es lakonisch im Internet dazu, und nahezu 99 Prozent des natürlichen Bevölkerungswachstums (also Geburten minus Todesfälle ohne Migration) findet in so genannten Entwicklungsländern statt.¹⁷ Nach der Einwohnerzahl ergibt sich daraus für 2015 folgendes provisorisches, von Slums geprägtes Megastadt-Szenario:

- 25-30 Mio.: Tokio, Mumbai/Bombay
- 20-25 Mio.: Lagos, Schanghai, Jakarta, São Paulo, Kairo
- 15-20 Mio.: Karatschi, Beijing/Peking, Dhaka, Mexico City, Delhi, New York, Kolkata/Kalkutta, Tianjin
- 10-15 Mio.: Manila, Los Angeles, Seoul, Buenos Aires, Rio de Janeiro, Osaka, Teheran, Istanbul...¹⁸

Damit werden die Bevölkerungszahlen vieler Staaten überschritten. Die größten Städte haben so viele Einwohner wie Kanada oder Australien, die 10-Millionen-Städte so viele wie Belgien, Ungarn oder Griechenland. Für Europa werden derzeit 73 Prozent städtische Bevölkerung angegeben, für Nordamerika 79 Prozent, für Lateinamerika und die Karibischen Inseln 75 Prozent, für Asien 73 Prozent, für Afrika 33 Prozent, für Ozeanien 69 Prozent. In Europa gelten Belgien mit 97 Prozent und Italien mit 90 Prozent als exemplarische Gebiete von Stadtbewohnern, Deutschland hat mit 86 Prozent einen hohen Wert, es folgen Spanien (76 Prozent), Frankreich (74 Prozent), die Schweiz (68 Prozent), die Niederlande (62 Prozent), Polen (62 Prozent), Großbritannien (59 Prozent), die Russische Föderation (56 Prozent) oder Österreich (54 Prozent).¹⁹

Solche Daten bekräftigen, wie dominierend – wenn auch noch so verschiedene – urbane Lebensweisen längst geworden sind. Wo eine ländliche Kultur weiter als positive Gegenwart gilt, ist das bloße Spiel mit Reminiszenzen. Höchstens der Blick aus dem Fenster und manche Tagesabläufe unterscheiden sich noch. Signifikanter sind neu entstehende regionale Polarisierungen, in denen alte Stadt-Land-Divergenzen auf andere Weise politisch relevant werden. Wahlergebnisse US-amerikanischer Bundesstaaten machen manches davon sichtbar. Trotz aller Nivellierung gibt es auch anderswo eher „progressive“ und eher „konservative“ Regionen. In Chile etwa ist ständig zu merken, wie sehr die Gesellschaft weiterhin in Pinochet- und Allende-Anhänger polarisiert ist. In Afghanistan stehen städtische Modernisten ländlichen Traditionalisten gegenüber. In Istanbul prägt inzwischen eine noch vor kurzem bäuerliche Bevölkerung aus Anatolien das Stadtbild, die Reste der griechischen, armenischen, jüdischen Bevölkerung sind abgewandert. Belgrad hat einen Einwohnereinsturz hinter sich; Hunderttausende gingen ins Exil und sind durch vom Land nachrückende Bewohner ersetzt worden. Wer nicht mehr weiter weiß, wer sich verändern will, für den ist – analog zu früheren Zeiten – eine große Stadt das nächste Ziel.

Stadtstaaten, Stadtbürger

Für einen abtrünnigen USA-Insider wie Gore Vidal, der im italienischen Ravello und in Los Angeles lebt, hat gegenüber solchen unmittelbaren Urbanitätsbezügen die in seinem Land beschworene Größe längst jeden Glanz verloren. „Die optimale wirtschaftliche Einheit auf diesem Erdball“, sagt er entschieden, „ist heute der Stadtstaat. Die modernen Kommunikationstechnologien ermöglichen es jedem, sich über jede Grenze hinweg zu informieren. Was das Internet über jeden Computermonitor verkündet, ist die Irrelevanz – von den Gefahren gar nicht mehr zu reden – des traditionellen Nationalstaates oder gar Imperiums. Trotz des derzeitigen Währungswirrwarrs weist uns Südostasien den Weg, während die Warlords in Peking nicht nur höchst vitale, halb autonome Industrieregionen wie Schanghai innerhalb ihres Territoriums dulden, sondern es wahrscheinlich auch Hongkong erlauben werden, auf dem eingeschlagenen Weg fortzufahren. Keiner liebt die harte Hand, mit der Singapur regiert wird (was uns freilich auch nichts angeht), aber jeder wird zugeben müssen, dass dieser Stadtstaat, relativ gesehen, wirtschaftlich wesentlich erfolgreicher ist als die Vereinigten Staaten, die – wenn der Spuk des Weltreichs endgültig der Vergangenheit angehört –

vielleicht in den kleineren Einheiten eines schweizerischen Kantonalmodells prosperieren könnte: spanisch sprechende katholische Regionen neben asiatisch-konfuzianischen und ethnisch gemischten Gebieten, dazwischen hier und da ein Stadtstaat wie die Region New York/Boston oder das Silicon Valley.“ Auch für Europa sieht er die Zukunft eher als ein „Mosaik aus homogenen Regionen und Stadtstaaten wie zum Beispiel Mailand, deren Beziehungen untereinander von einem Koordinations- und Informationszentrum in Brüssel geregelt werden, das die Geld- und Handelsströme im Gleichgewicht hält und sich um kartellrechtliche Fragen kümmert. Basken, Bretonen, Walliser, Schotten und andere Minderheiten, die sich aus nationalen Fesseln lösen wollen, sollten gehen dürfen, um auf eigene Faust nach dem Glück zu streben oder es gar zu erreichen – jenes verfassungsmäßige Ziel, das selbst das verfassungswidrige amerikanische Imperium dem menschlichen Treiben nie abgesprochen hat.“²⁰

Dass solche „Small is beautiful“-Visionen, die auf hinreichend kooperierende Bevölkerungen abzielen, wieder Herkunfts- und Abstammungskonflikte anfachen könnten, scheint ihn weit weniger zu stören als jeder zu straff organisierte übergeordnete Zwangsverband. Ausgelöst vom jüngsten Wahlverhalten, mit dem Übergewicht des bibelfesten Mittelwestens, finden solche Gedanken – die unter anderen Vorzeichen in Italien reaktionär-separatistische Lega-Nord-Tendenzen beflügelt oder den Zerfall Jugoslawiens vorangetrieben haben – selbst im liberalen Amerika von New York bis Los Angeles Anklang, da durchaus, wenn auch bloß ironisch, diskutiert wird, ob urbane Küstenstaaten nicht aus der Union austreten sollten, so wie es einmal die Südstaaten versucht haben. Würden sich in Europa die reichsten Regionen verselbständigen wollen, müsste nach neuestem EU-Ranking vor allem in den folgenden darüber nachgedacht werden: 1. Zentrum London, 2. Region Brüssel, 3. Luxemburg, 4. Region Hamburg, 5. Paris / île-de-France, 6. Region Wien.²¹

Auch ein offensiver, sichtlich von der Renaissance geprägter Urbanitätsdenker wie Richard Sennett ist voll auf die Lebensform Stadt konzentriert, gerade weil sie den Umgang unter von ihren Einstellungen nach divergierenden Menschen fördere. Das Privileg, Differenzen als Qualität begreifen zu können, bezogen auf Bewohner, Begegnungen, Situationen, Architekturen, Details, Zufälliges, ist für ihn Kern alles Urbanen. Erst seit die Menschen der Aufklärung begonnen hätten, zwischen Kultur und Zivilisation zu unterscheiden, sei vieles aus der Balance geraten; denn „Kultur umfasste für sie die Kräfte der Ganzheit innerhalb der Gesellschaft, während Zivilisation die Bereitschaft anzeigte, den Unterschied zu akzeptieren“. Solche Polarisierungen würden sich fortsetzen, denn „dass die Menschen auf die Flut der Unterschiede mit Abkapselung antworten, lässt sich auf ebenjene Kräfte zurückführen, die die Trennung zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit bewirkt haben. Diese Kräfte haben der Komplexität ihren humanen Wert genommen, sogar in der Großstadt, wo die Unterschiede eine unübersehbare soziologische Tatsache sind.“ In eine indifferente Neutralisierung müsse das keineswegs führen, wenn die „Kraft zur visuellen Deutung“ offensiver eingesetzt würde. Ein Glaube an Architektur, an Zeichensetzung, an ein Denken in Räumen soll vor weiterer Destruktion schützen. Am liebsten sind ihm „Straßen voller Leben“, die er auch in New York vor allem als Fußgänger benutzt.²² Die Weltsicht von Sennetts Ehefrau Saskia Sassen ist bekanntlich von Global Cities, Stadtplanung und Migration geprägt. Er selbst arbeitet an einem Buch, das die

Ablösung von Nationalgefühlen durch die Identifikation mit einer Stadt oder mehreren Städten behandelt. Analog dazu hat etwa Bogdan Bogdanovic, Architekt, Schriftsteller und zeitweise Bürgermeister von Belgrad (1982-1986) schon früh ein „Europa der Städte anstelle eines Europa der Nationen“ propagiert.²³

Eigenes und Fremdes

Solche mentale, keineswegs allzu harmonische Bindungen an eine Stadt dominieren auch meine Lebenskonstruktionen. Tendenzen zu einer transnational vernetzten Tribalisierung machen Lokales aushaltbarer. Sobald übergeordnet Patriotisch-Nationales auftaucht, wird das in meinem Umfeld in aller Regel als peinlich empfunden, als unnötige Dramatisierung von Herkunft, Zusammengehörigkeit, zufälligem Ort der Geburt. Sich im Schutz von Rechtsstaaten zu bewegen müsste genügen. Ein guter Patriot zu sein, erscheint höchstens in von niemand gewünschten Umbruchssituationen angebracht, in denen tatsächlich existenzielle Entscheidungen gefordert sind. Mehrfachbindungen müssten auch dann akzeptabel sein. Nicht zu selbstbewusst zu wissen was man ist, könnte von engen Identitätsauffassungen befreien. Gerade in hier vorrangig behandelten Regionen mit ihren zum Teil sehr jungen Nationalstaaten, war eine Verständigung darüber nie schwierig. Fast jeder beruft sich auf mehrere Identitäten. Einer ist Palästinenser vom Golan, lebt schon lange in Syrien, fühlt sich als Araber, betont aber jedes Mal andere Prioritäten. Andere sind mongolische Hazara aus Zentralafghanistan, aber in Kandahar und Kabul aufgewachsen und mussten vor Jahren ins Ausland. Der in Paris lebende Schriftsteller gilt als Araber, er ist es auch, stammt aber aus christlicher Familie. In der Generation meiner Eltern waren ausländische Ehepartner selten, schon eine Französin zu heiraten war schwer vorstellbar, wegen der kulturellen Unterschiede, wie es geheißen hat. Derzeit habe ich Verwandte aus zwölf Nationen, sie stammen aus Polen, dem Libanon, aus Tunesien, dem Tschad oder aus Chile. Das hat sich einfach so ergeben. Während meiner Arbeitsphasen in anderen Ländern, bei denen es darum ging, in undurchsichtigen Normalitäten etwas zu versuchen, ist mir nie in den Sinn gekommen, mich zu integrieren, wie das inzwischen von jedem Zuwanderer verlangt wird. Auch bei einer Übersiedlung nach Madrid würde ich nicht daran denken. Erste Arabischkenntnisse sind mangels Kontinuität so schnell verfliegen wie das Spanische; in Urdu, Paschtu oder Farsi konnte ich nie mehr als einige Begrüßungsworte. Im Umgang mit UNO-Stellen wäre alles andere als mäßiges Englisch sonderbar aufgefallen. Einen umgebende Sprachen nicht zu verstehen kann die Wahrnehmung schärfen. Mir tun solche Situationen in aller Regel gut. Einem fremd bleibende Umstände können Energien freisetzen, die ansonsten blockiert sind. Dass gerade von Arbeit Suchenden zunehmend Integration und kulturelle Angleichung gefordert wird, ist für tatsächlich Urbanes kontraproduktiv, gehört doch der Umgang mit sozialen Divergenzen, ein distanzierteres Nebeneinander, ein Sich-Zurückziehen zu durchaus adäquatem, städtische Anonymität schätzendem Verhalten. Mehr Abstand zu halten, als zu diversen unerträglichen, als eigene Leute geltenden Gruppierungen könnte ich mir selbst gegenüber schrillen Islamisten nicht vorstellen. Die Jeder-muss-mit-Jedem-Können Einstellung in der Politik hingegen tut so, so als ob alle noch im

Dorf leben würden. Stadtluft soll aber gerade davon frei machen. Überdies schadet das Leugnen von Gegensätzen immer den Schwächeren.

Mit Eric Hobsbawm bin ich einig, wenn er die Europäische Union auch als „Mechanismus zur Verhinderung von Immigration“ sieht und betont, dass auf dem internationalen Arbeitsmarkt inzwischen „weniger Freizügigkeit als in der Zeit vor 1914“ herrscht, als noch Millionen Auswanderer, allerdings vor allem „eigene“ Leute, von einer solchen Offenheit profitieren konnten. Auch sein Statement: „Die Vorstellung, Globalisierung sei nicht zu steuern, ist ein Irrtum. Wir wissen, dass man sie durchaus steuern könnte“, würden die meisten Menschen unterschreiben.²⁴ Das aber als „Urban Fictions“ in Diskussionen einzubringen, etwa in Karatschi, Kabul oder Damaskus, ohne No-Future-Gefühle oder aggressiven Aktionismus zu provozieren, führt einen rasch an Grenzen des Kommunizierbaren. Wenn allein schon das Wort „liberal“ in seinem ganz allgemeinen, auf Zustände bezogenen Sinn dämonisiert wird, lässt sich in solchen Umgebungen auch die traditionelle Links-Rechts-Skala nur noch behelfsmäßig verdeutlichen. Die merkwürdigen Formen von angeblichem Sozialismus in diversen Ländern haben das Ihre zur Verwirrung beigetragen. Mit nur leicht abweichenden Positionierungen ist man in Afghanistan umgebracht worden, von Rechten oder von Linken. Selbst unerwünschte Aussagen irgendwo im Ausland ziehen da und dort Sippenhaftung nach sich. Gegenüber Linken, gegenüber echten oder vermeintlichen Terroristen ist ein solcher Druck markanter Mächten sichtlich durchaus recht, finden sie doch auch nichts dabei, eigene Gefangene in Syrien oder Marokko foltern zu lassen.

Ein Weiterdenken von Urbanität, das sich an einige wenige bewährte Konstellationen klammert, verschließt zwar die Augen davor, was wirklich vor sich geht, kann aber trotzdem etwas bringen. Mega-Städte wachsen in aller Regel nicht von Innen heraus sondern durch Zuwanderer. Auch diese haben ihre Erinnerungen. Für China gibt es Prognosen, dass weitere 400 Millionen Menschen in Städte ziehen werden, weil ihnen der Agrarsektor keine Überlebenschancen mehr bietet. In Lagos oder Mexiko City verlaufen die Prozesse analog. Vor allem der Druck in Richtung Küsten nimmt zu. Im Weltmaßstab ginge es daher vor allem um Dinge, die sich durchaus vorstellen lassen, aber dennoch nicht geschehen werden; für die sich entvölkernden Binnenlandflächen vor allem um nachhaltige Agrarpolitik mit fairen Produzentenregelungen, um Verkehrsverbindungen, um die Attraktivität regionaler Zentren. Welche Kräfte da eingreifen könnten bleibt nebulos. Allein die Trinkwasserversorgung wird zum existenziellen Problem schlechthin; denn „in den nächsten zehn Jahren“, resümiert die kanadische Umweltaktivistin Maude Barlow, „wird die Nachfrage das Angebot um 56 Prozent übertreffen. In den ‚heißen Flecken‘ geht das Wasser aus, so im Nahen Osten, in 22 Ländern Afrikas, in Teilen des US-Mittelwestens. Für ihr Wirtschaftswunder haben die Chinesen Wasser aus dem Norden umgeleitet, 400 von 600 Städten in Nordchina leiden unter akuter Wasserknappheit. Selbst die Weltbank sagt, dass sich diese Situation bis 2025 auf zwei Drittel der Welt ausdehnen könnte, wenn wir nicht umsteuern. Ein Drittel der Weltbevölkerung wird überhaupt keinen Zugang zu Wasser haben. 75 Prozent aller Flüsse und Seen in Russland sind total vergiftet, in China sind es 80 Prozent.“²⁵ Gleichzeitig werden weite Regionen im Inneren der Kontinente erneut zum Niemandsland. Nach Phasen partieller Erschließung sind sie wieder in ihren früheren Zustand zurück-

gefallen, denn „diese Gebiete sind nicht zugänglich,“ – so Jean Christophe Rufin in „Das Reich und die Neuen Barbaren“ – „befinden sich nicht unter der Kontrolle der regulären Behörden, stehen jedem Eindringen von Fremden feindselig gegenüber.“²⁶

Längst erscheint auf globale Stadtwelten bezogen jede Planung als unrealistisch, dennoch müsste es vermehrt wenigstens um Essenzielles, wie Trinkwasser, Energie, Kanalsysteme, Abwässer, Abfälle, Verkehr gehen und um Wohnbauten, die diesen Namen verdienen. Angesichts rapide wachsender Slums und schnell hochgezogener Urbanisationen reduzieren sich Konzepte, so wie im Sozialen generell, auf als unvermeidlich dargestellte Anpassungen. Auch für ein Ersetzen unbrauchbarer Stadtviertel sind kommerzielle Perspektiven der einzige Antrieb. Schon Brasilia, Islamabad oder Chandigar haben evident gemacht, dass vorausgedachte Ordnungen mit chaotisch Wachsendem kaum konkurrieren können. Von Planern aus Hamburg eingekaufte Städte, wie Luchao Harbour City bei Schanghai, sind einfach Teil von Developer-Deals. Um Architektur geht es höchstens noch bei Zeichensetzungen; alle generellen Voraussetzungen wären politische Fragen. Nur mangelt es überall an durchsetzungsbereiten und durchsetzungsfähigen Instanzen. Selbst Vorstellung davon, dass es wenigstens um besiedelbare Grundstrukturen gehen müsste, im Sozialen, Ökonomischen, Urbanen, um hinreichend gesicherte Lebensniveaus und Transfers zu ermöglichen, verflüchtigen sich. Alles bleibt der jeweiligen „Dynamik“ überlassen und den Zuwachsraten in China und Indien. Welche von Transportwegen geprägte „Stadtlandschaften“ sich bilden, wie es mit unverhohlenem Naturbezug oft heißt, visualisiert längst, wie sich die überall betriebene Aufgabe koordinierender Ordnungsfunktionen auswirkt. Auf Veränderliches folgt wieder Veränderliches. Von der Halbierung der Armut ist schon recht lange die Rede. Würden allerdings menschenwürdige Bedingungen für neun Milliarden Erdbewohner völlig unvorstellbar, ergäbe das eine Welt aus Nicht-Orten, deren undenkbar gewordener Utopiebezug ins Trostlose kippt.

Konfliktpotentiale werden sich schon wegen der weltweiten Verstädterung und Migration genügend ergeben; somit bleibt nichts anderes übrig, als komplizierter werdende Urbanität zu üben, damit vorerst einmal möglichst viele, nachhaltig prosperierende liberale Zonen geschaffen werden, die auch ärmlichen Zwischenzonen etwas bringen. Kapital ist in Überfluss in Umlauf, nur findet es bekanntlich nur selten dorthin, wo es unbegrenzt viel zu tun gäbe. Der für Politiker so untypische melancholische Blick von Kofi Annan drückt für mich vieles von solchen Notwendigkeiten aus, ohne dass es dazu viele Worte bräuchte; er kann auch bewusst machen, dass alle Menschen aus Afrika stammen.

Die älteste Hauptstadt der Welt

In Damaskus, das sich – wenn auch mit fragwürdiger Beweisführung – als älteste durchgehend bewohnte Hauptstadt der Welt versteht, habe ich über Monate hinweg eine insgesamt komplizierter werdende Urbanität beobachten und mitleben können. Dutzende Ethnien und Konfessionen kommen dort seit Jahrhunderten halbwegs miteinander aus. Parallel dazu sind bekanntlich allein der religiösen Ausrichtung wegen in Europa die grausamsten Reinheitskriege geführt worden, mit dem

ethnischen Genozid der NS-Zeit als exzessivem Tiefpunkt. Ohne diesen Hintergrund mitzudenken, erübrigt es sich, von zivilisierenden Funktionen Europas zu sprechen, eines Europas, das trotz ansonsten überall geforderter Integration gerade an der Desintegration des ölfreie Mittlere Ostens offensiv mitgewirkt hat. In Damaskus jedenfalls zeigt sich auf vielen Ebenen, was trotz aller Veränderungen unter Urbanität verstanden werden kann, bis hinein in die ärmlichen Vororte. Die grandiose Omajjaden-Moschee, zweifellos einer der beeindruckendsten Nachdenk- und Begegnungsorte weltweit, liegt mitten in einem dichten Gewirr enger Gassen mit in sich gekehrten, von außen durchwegs unscheinbaren Gebäuden. Innenhöfe mit Brunnen, mit oft überraschend großzügigen Gärten, bilden normaler Weise verborgen bleibende Welten für sich. Auf den Dachterrassen lassen sich das Licht, die Weite, die wechselnden Geräuschkombinationen immer wieder anders erleben. Von sich dermaßen durchdringender Urbanität können sich meine Vorstellungen von Stadt nicht lösen, gerade weil keinerlei Bemühen um eine konstruierte „Idealstadt“ erkennbar wird. Verschiedenste Formen von Mikrokosmos sind das Wichtige. Die Bazare machen evident, wie erbärmlich deren Kopien, die Fußgängerzonen und Shopping-Malls, funktionieren. Obwohl zum UNESCO-Welterbe erklärt, verfallen im alten Zentrum ganze Viertel. Investoren für die reduziert-prachtvollen Paläste hält die schwierige Autozufahrt ab, heißt es. Die reiche Oberschicht ist längst in Swimming-Pool-Bezirke vor der Stadt abgewandert. Das sich mit einer exquisiten Renovierung exponierende Danish Institute wurde nach einem Regierungsumschwung daheim budgetär auf Sparflamme gesetzt. Viele Intellektuelle leben von Frankreich und dessen Kulturinstituten. Christliche Aufmärsche zu den heiligen Zeiten werden gelassen beobachtet, obwohl die offensichtlich von Spanien beeinflussten Uniformen wie jene militanter Falangisten aussehen. Die Kochkunst orientiert sich an den Traditionen von Stadtvierteln. Auf einer Straßenseite ist Alkohol erlaubt, auf der anderen gibt es Fruchtsäfte. An Rauchverbote hat erfreulicher Weise noch niemand gedacht.

Die undurchsichtige Dynamik der Neustadt mit ihren sechs Millionen Einwohnern (etwa soviel wie in Bagdad) bietet offensichtlich halbwegs adäquate Lebensmöglichkeiten. Viele müssen von weit her zu ihren Arbeitsstätten anreisen. In den zuerst wilden, dann oft legalisierten Siedlungen am Stadtrand sorgen informelle Vereinigungen für Selbstverwaltung. Im zentralen Hochhaus der City haben Dutzende kleinen Firmen ihre Büros. Unweit davon steht, wie ein Denkmal, ein mächtiges, unfertig gebliebenes Betongerippe. Das moderne Hauptmonument der Stadt ist der ersten Telegrafenerleitung gewidmet. Mittelstandswohnungen sind oft weit großzügiger als in Europa. Auch Neubauten, etwa in Aleppo, haben beachtliche Qualität, weil sie mangels anderer Anlagemöglichkeiten als Zukunftsinvestment gelten. Die Universität Damaskus ist eine weitläufige moderne Anlage; ein Chancen eröffnender Ort ist sie nicht. Nie gab es für unsere Gruppen von Studierenden und Lehrenden irgendwelche Sicherheitsprobleme. Die verhaltene Freundlichkeit der Menschen erinnert an Italienreisen während der 50er Jahre. Eine in Syrien durchaus präsente sozialistische Orientierung hat durch die Auflösung der Sowjetunion sichtlich an Halt verloren; was Parteien europäischen Musters bringen könnten, wird angesichts der Vorbilder – und der Probleme – nicht so ohne weiteres verständlich. Wenn auf die Dauer das Abgekapselte, nach Innen gekehrte nicht belastend geworden wäre, hätte ich mir Damaskus durchaus als Stützpunkt für weitere Projekte vorstellen kön-

nen. Dass solche Beziehungspotenziale über das Mittelmeer hinweg von einander abgeschottet bleiben, ist jedenfalls als Beschränkung erfahrbar geworden. Selbst universitäre Gäste-Visa nach Europa werden wegen dessen Restriktionen zum Glücksfall. Der polizeiliche Kampf gegen Satellitenschüsseln und Internetzugänge ist aufgegeben worden. Viele warten auf eine Öffnung, auf mehr Freiheiten; zugleich sind Ängste vor einer Entfesselung spürbar.

Zwischen Fesselung und Entfesselung kann nur das Zusteuern auf eine ausgewogenere internationale Ordnung Perspektiven ergeben, mit ökonomisch, sozial, ökologisch relevanten übergeordneten Regelungen, nachhaltig ausstrahlenden Inseln und davon profitierenden Regionen, wenn es nicht insgesamt ziemlich trostlos werden soll. In urbaner Weise produktiv kann jede gelungene Tischrunde sein. Aktivierende Stadtgefühle im Sinn realer „Urban Fictions“ entstehen wegen des gesellschaftlichen Klimas, wegen einem Netz anziehender Punkte, schützender Anonymität, weitläufiger Transfers, interessanter ökonomischer und kultureller Angebote, die nicht zwanghaft angenommen werden müssen.

Christian Reder, geb. 1944 in Budapest. Projektberater, Autor, Essayist, Professor für Kunst- und Wissenstransfer an der Universität für angewandte Kunst Wien. Herausgeber von „Architektur aktuell“ und der „Edition Transfer“ bei Springer Wien-New York. Jüngste Publikationen: Sahara. Text- und Bildessays, 2004 (mit Elfie Semotan). Forschende Denkweisen. Essays zu künstlerischem Arbeiten, 2004. Afghanistan, fragmentarisch, 2004. Transferprojekt Damaskus, deutsch/arabisch, 2003 (mit Simonetta Ferfaglia). Wörter und Zahlen. Das Alphabet als Code, 2000.

- ¹ Ladurner, Ulrich, *Karatschi, nur ein Traum*, Die Zeit, Hamburg Nr. 01/2003.
- ² Kermani, Navid, *Schöner neuer Orient. Berichte von Städten und Kriegen*, München 2003, S. 90, 67, 70.
- ³ Kermani, Navid, a.a.O., S. 70f., 89, 78.
- ⁴ Reder, Christian, *Afghanistan, fragmentarisch*, Wien-New York, 2004.
- ⁵ Reder, Christian (Hg.), *Sound. A Collection of Poems by Ali M. Zahma*, Farsi mit englischer Einführung, Wien 2005.
- ⁶ Rorty, Richard, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (1989), Frankfurt am Main 1993, S. 147f.
- ⁷ Wedemeyer, Albert C., *Der verwaltete Krieg (Wedemeyer Reports!)*, New York 1958), Gütersloh 1958, S. 494f.
- ⁸ Heisenberg, Werner, *Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik* (München 1969), München 1991, S. 232.
- ⁹ Einstein, Albert, Sigmund Freud, *Warum Krieg?*, mit einem Essay von Isaac Asimov, Zürich 1972, S. 33, 47.
- ¹⁰ Habermas, Jürgen, Jaques Derrida, *Philosophie in Zeiten des Terrors. Zwei Gespräche, geführt, eingeleitet und kommentiert von Giovanna Borradori* (Chicago 2003), Berlin 2004, S. 51, 66, 57, 61f.
- ¹¹ Vidal, Gore, *Die vergessliche Nation. Wie die Amerikaner ihr politisches Gedächtnis verkaufen (Imperial America)*, New York 2004), Hamburg 2004, S. 9, 19, 61.
- ¹² Vidal, Gore, *Bocksgesang. Antworten auf Fragen vor und nach dem 11. September* (New York 2002, 2003), Hamburg 2003, S. 92, 66.
- ¹³ Hobsbawm, Eric, *Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito* (Rom 1999), München 2000, S. 135.
- ¹⁴ Habermas, Jürgen, a.a.O., S. 49.
- ¹⁵ Maalouf, Amin, im Gespräch mit Christian Reder, in: *Transferprojekt Damaskus*, hg. v. Christian Reder u. Simonetta Ferfaglia, Wien-New York 2003, S. 360.
- ¹⁶ Annan, Kofi, UN-Daten: www.bundestag.de/gremien/welt/glob_end/9_2_3_2.html.
- ¹⁷ www.dsw-online.de/magic_kopf1.shtml?newsletter02/nav_newsletter02.html?newsletter02/b_nl026_5.html.
- ¹⁸ www.dsw-online.de/wbbericht.html und andere Internetquellen
- ¹⁹ www.weltbevoelkerung.de/infothek_db.html.
- ²⁰ Vidal, Gore, *Bocksgesang*, a.a.O., S. 69f.
- ²¹ Eurostat-Daten, Die Presse, Wien, 26. 1. 2005.
- ²² Sennett, Richard, *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds (The Conscience of the Eye. The Design and Social Life of Cities)*, New York 1990), Frankfurt am Main 1994, S. 108, 169, 173, 195.
- ²³ Bogdanovic, Bogdan, *Der verdammte Baumeister, Erinnerungen*, Wien 1997, S. 244.
- ²⁴ Hobsbawm, Eric, a.a.O., S. 99.
- ²⁵ Barlow, Maude, im Gespräch mit Gerhard Dilger, Der Standard, Wien, 31. 1. 2005.
- ²⁶ Rufin, Jean-Christophe, *Das Reich und die Neuen Barbaren* (Paris 1991), Berlin 1993, S. 33.